





Photo : Camill Ruf, Zürich 1919

*Dr. Georg Tauschmeister*

# GEORG KERSCHENSTEINER

## *Der Lebensweg eines Schulreformers*

VON  
MARIE KERSCHENSTEINER

MIT 8 TAFELN



MÜNCHEN-BERLIN 1939  
VERLAG R.OLDENBOURG

Druck von R. Oldenbourg, München

Printed in Germany

*Bildung ist niemals statisch,  
sondern stets dynamisch.*

Georg Kerschensteiner,  
Theorie der Bildungsorganisation, S. 19



## Vorwort.

Diese Blätter erheben nicht den Anspruch, eine wissenschaftliche Biographie zu sein. Sie wollen nur den Pfad beleuchten, den ein Mensch ging, der ein Sämann auf dem Acker der Menschenbildung gewesen ist. Die Persönlichkeit wollen sie aufstehen lassen, die in dem Erzieher, schöpferischen Schulrat und Wissenschaftler steckte. Das Werk selbst zu zeichnen, dafür gibt es Berufenere als mich. Aber ich glaube den Menschen Georg Kerschensteiner, dessen Wesenskern in großen wie in kleinsten Dingen, in der täglichen Berührung, sich immer wieder neu ankündigte, kannte ich besser. Wenigstens hat mir diese Überzeugung den Mut gegeben niederzuschreiben, was in diesem Buche steht.

Ich habe nicht nur aus persönlichem Erinnern, sondern aus allerlei Quellen geschöpft: Aus alten Dokumenten, aus weit zurückliegenden und aus neueren Briefschaften, aus den Schultagebüchern und Konferenzarbeiten des ehemaligen Schulgehilfen, aus Reisetagebüchern, aus Reichstagsberichten, aus Zeitungsartikeln, aus dem dichterischen und wissenschaftlichen Nachlaß. Auch mündlich Überliefertes durch alte Familienangehörige, frühere Kommilitonen, Schüler, junge und alte Freunde, nicht zuletzt meine Fahrten an jene Orte, an denen mein Mann in der Jugend gewirkt hat, haben mir den Stoff gegeben. Ich habe all das Verstreute gesammelt, auch das anekdotenhaft Kleinste, sofern es geeignet schien, dem Gesamtbilde einen charakteristischen Zug hinzuzufügen.

Auch habe ich mich möglicher Objektivität beflissen. Oft beim Schreiben war mir, als sähe des Unbestechlichen kritischer Blick mir über die Schulter, da, wo die Liebe vielleicht hätte versucht sein mögen, zu viel leuchtende Farbe auf

die Palette zu nehmen. Er hätte nicht erlaubt, daß man sein Bild retuschiert.

So schicke ich diese Blätter hinaus, den Freunden zum Gedenken, den für seine Ideen Eroberten zur Bekräftigung, den Ringenden zum Beweis, daß nicht was an Gütern von außen an den Menschen herankommt, daß allein die Kraft und der Reichtum einer Seele zu den Höhen des Menschseins emporführt.

München, im Oktober 1939.

Dr. phil. Marie Kerschensteiner.



## Inhaltsangabe

|                                                                                                   | Seite |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Vorwort . . . . .                                                                                 | 5     |
| Vorfahren . . . . .                                                                               | 9     |
| Eltern und Kindheit . . . . .                                                                     | 19    |
| Der Seminarist . . . . .                                                                          | 34    |
| Der Schulgehilfe . . . . .                                                                        | 41    |
| Studienzeit . . . . .                                                                             | 58    |
| Der Gymnasialassistent in Nürnberg . . . . .                                                      | 88    |
| Der Gymnasiallehrer am Gustav-Adolf-Gymnasium in Schweinfurt . . . . .                            | 105   |
| Wolken . . . . .                                                                                  | 110   |
| Der Stadtschulrat von München . . . . .                                                           | 117   |
| Die Münchener Organisationen der „Arbeitsschule“ und der fachlichen Fortbildungsschulen . . . . . | 127   |
| Der Reichstagsabgeordnete . . . . .                                                               | 159   |
| Krieg und harte Zeiten . . . . .                                                                  | 167   |
| Der Hochschullehrer . . . . .                                                                     | 177   |



## Vorfahren.

In der Weite der Kornfelder der Oberpfalz, zwischen Nürnberg und Regensburg, liegt ein bescheidenes Dorf, Deusmauer. Dort pflügt seit mehr als zweihundert Jahren ein Bauerngeschlecht, Kerschensteiner geheiß, seine Äcker. Der Sitte gemäß taufen sie ihre Kinder auf die Namen der Vorfahren. Johann, Michael, Georg heißen die Männer in den Stammreihen dieses Geschlechtes. Zwischendurch taucht da und dort ein Konrad auf. Dieser Name fällt insofern auf, als er kein Bauernname, zudem auch in den Städten der Oberpfalz wenig gebräuchlich ist. Sollten die Kerschensteiner woandersher kommen? Aus einer Stadt vielleicht? Bestimmtes weiß man nicht. Doch ein in lateinischer Sprache verfaßtes Dokument aus dem Jahre 1296, gefunden im Archiv der Freiherrn von Aufseß in Oberfranken, wirft einen Schimmer des Lichts in das Dunkel dieser Frage. Es handelt sich um einen Kaufbrief Friedrichs von Truhendingen für Otto von Aufseß über Treunitz, Königsfeld und Huppendorf, der am 12. März 1296 in Scheßlitz geschlossen und von „unbescholtenen Bürgern“ als Zeugen unterschrieben wurde. Einer dieser Bürger zeichnete als Kerschensteinerius. Wir wissen nicht, was dieser Mann in seinem Erdenleben gewerkt und vorgestellt hat. Kaum aufgetaucht, verschlüpft seine Spur sich wieder im Schoß der Zeiten. Erst nach Jahrhunderten kommt der Name Kerschensteiner unter mancherlei Abwandlungen wie Kerstenstein, Kerschenstein, schließlich Kerschensteiner in der Oberpfalz wieder zum Vorschein. Zum ersten Male nachweisbar in Unterwiesenacker, Gemeinde Oberwiesenacker. 1637 vertauschte ein Hans Schwarzfärber, Müller zu Deusmauer, seine Mühle an Hans Kerschensteiner gegen gewisse Grundstücke und ein Aufgeld von hundert Gulden. Von da ab lebte ein Mitglied der Sippe als Müller in Deusmauer. Am 26. August 1755 hat Johann Kerschensteiner die Walburga Seitz aus

Oberweilung geheiratet. Sie wurden die Urgroßeltern von Georg Kerschensteiner.

Aus einem blutsverwandten Zweige hat sich die Äbtissin des Klosters zu St. Klara in Regensburg hervorgetan. Das Kloster der hl. Klara, seit dem 14. Jahrhundert auf der Stadtmauer von Regensburg aufgebaut, wurde infolge der Beschießung der Stadt 1809 durch die Franzosen ein Raub der Flammen. Die damalige Äbtissin Aloysia Kerschensteiner hat die Schrecknisse jener Tage in einem Tagebuch, das bis heute erhalten ist, lebhaft geschildert. Den obdachlosen Klosterfrauen wurde dann das säkularisierte Kapuzinerkloster zugewiesen.

Wie sind die Kerschensteiner in die Oberpfalz gekommen? Falls der Scheßlitzer Kerschensteinerius ein Urahne der Deusmauerer Bauernsippe ist, — was sich nicht ganz von der Hand weisen läßt, da der Name sicher fränkischen, nicht oberpfälzischen Ursprungs ist — welche Schicksale haben die Franken bewogen, die Gewohnheit städtischen Lebens aufzugeben und ihr Heil in der Ferne auf dem Lande zu suchen? Möglicherweise sind es die Kriegszustände gewesen, die um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Deutschland erschütterten. Damals hatte Johannes Hus seine Angriffe gegen die römisch-katholische Kirche geschleudert und überall in katholischen Landen hatten sich die Heere zum Angriff gegen das ketzerische Böhmen gesammelt. Auch der dazumal regierende Fürstbischof Friedrich von Aufseß hatte in den Jahren 1422 bis 1427 seine Bamberger Truppen in das feindliche Land geworfen. Der Heerhaufen — das steht fest — drang über die nördliche Oberpfalz vor. Es kann leicht sein, daß unter diesen Kriegsleuten auch Angehörige der fränkischen Kerschensteiner-Sippe sich befanden. Und daß den durch harte Kriegsnot Gegangenen das blühende Land und die sonnige Luft der Oberpfalz ein Garten Gottes dünkte, darin die Mißlichkeiten des Daseins sich leichter ertragen ließen als im Schatten enger Kleinbürgerlichkeit zu Hause; daß sie siedelten, wo es ihnen so wohl gefiel.

Möglich auch, daß die oberfränkischen Kerschensteiner sich als Beamte in der Oberpfalz angesiedelt haben, nachdem einem Vertrage aus dem Jahre 1423 zufolge, alle im Vilsecker Forst gelegenen Seen, Hämmer, Wiesen, Äcker und Fisch-

wässer von dem Pfalzgrafen Ludwig von Bayern an das Hochstift Bamberg abgetreten werden mußten und von da an das Gebiet von Bamberger Beamten als Ansiedler verwaltet worden war.

1920 gab es noch zwei Höfe in Deusmauer, deren Besitzer Kerschensteiner hießen. 1926 ist einer davon — beim Neubauern hieß er — verkauft worden, weil die beiden Jungbauern im Weltkriege gefallen waren. Der andere Hof besteht heute noch. So hat der Name Kerschensteiner durch dreihundert Jahre sich dort erhalten. Immer wenn der Tod kam, einem Alten die Pflugschar aus der Hand zu nehmen, waren die starken Schultern eines Sohnes da, die Last des Hofes auf sich zu laden. Manch einem jungen Kerschensteiner fiel auch das Los des überzähligen Bauernsohnes zu, der die Heimat verlassen und in der Fremde sein Brot suchen mußte. Ein solcher war Georg Michael, einer der Söhne des Johann Kerschensteiner und der Walburga Seitz aus Oberweilung. Georg Michael war am 20. September 1754 zu Deusmauer geboren. Gegen die Jahrhundertwende wanderte er aus. Er nahm eine Stelle als Ökonomiebaumeister beim Landrichter Schrödl, dem Inhaber des Sitzgutes Perlachsberg in Giesing bei München, an. Der kleine Ort Giesing ließ es sich damals noch nicht träumen, einmal in den Ring der Stadt München einbezogen zu werden. Auch Georg Michael ließ es sich nicht träumen, daß sein Enkel dereinst den Schulratsitz in ebendieser Stadt innehaben wird. Im übrigen ist wenig von dem Glück, dem Leid und der Not bekannt, die das Leben dieses Mannes ausgemacht haben. Seine Frau Elisabeth Kollmayr hat er sich aus Unterbuchfeld geholt. Ein Bübchen wurde ihnen beschert, das am 24. März 1801 in der Pfarrkirche zu Giesing nach seinem Goten Mag Anton getauft wurde. 1802 hat Georg Michael in München eine sogenannte Herberge gekauft.

Meines Wissens gibt es diese Einrichtung der „Herbergen“, so wie sie in den Isarleiten Giesings und der Au des alten Münchens zu finden waren, nirgends sonst. Diese Herbergen waren aller kleinste, ebenerdige oder zweigädige Wohnbauten, die erbrechtlich erworben und meistens von zwei, auch von mehreren Besitzern gleichzeitig innegehabt wurden. Man kann sich von diesen Herbergen eine Vor-

stellung bilden, wenn man die selten gewordenen Überbleibsel aus jener Zeit aufsucht, die in alten Münchener Bezirken da und dort heute noch zu finden sind. Es sind meist spitzgiebelige Puppenhäuser aus Holz oder aus Stein. Zumeist stehen sie eng aneinandergeschmiegt, als wollte sich eines am andern erwärmen. Da, wo sie nicht in einer Zeile aufgereiht sind, stehen sie, verlassenem Kinderspielzeug gleich, ohne Regel und Gesetz umher. Gäßchen schlängeln sich dazwischen, nicht breiter als der Rinnstein zu seinem Dasein braucht. Es gibt recht schief und wackelig aussehende Exemplare darunter. Besonders den Holzhütten kennt man die Last der Jahre an, die sie auf dem Buckel tragen. Und doch leben Menschen darin, unbekümmert, daß es eines Tages plötzlich mit der Kraft aus und amen sein und das Dach über ihrem Haupte zusammenbrechen könnte. Höchstens werden ein paar Balken gegen die hängende Seite gestemmt, im übrigen abgewartet, was die Zukunft bringt. Überhaupt liegt ein Hauch von getrostem Genügen über diesen Armutswinkeln. Die steinernen Herbergen sind bunt angestrichen, mit so viel Farbenfreudigkeit, daß man an venezianische Schifferdörfer denken muß. Wo dazwischen ein Holzhaus allzu altersbraun aus der buntscheckigen Umgebung hervorsteht, hat es wenigstens die Fenster und Türen bunt umrahmt. Oder es steht ein Blühebaum daneben und hält den Duftstrauß gegen seine Trübnis, sie zu erhellen. Überall ist der Schmucksinn, ein Zug des oberbayerischen Volksschlages, am Werk, der grauen Alltäglichkeit das Muffige zu nehmen. Jedes Fenster hat seine Gardine und seinen Blumentopf. In manchem Dachspitzwinkel girrt es zuoberst, und blaue Tauben blähen dort die Brust in der Sonne. Über vielen Haustüren steht in einer Nische hinterm Glasfensterchen eine Mutter Maria. Bald hält sich ein winziger Erker ängstlich am grauen Gemäuer fest. Bald reitet auf giebeligem Blechdach eine Dachgaube, die sich nichts daraus macht, stilhalber durchaus auf ein Mansardendach zu gehören. An allen Häuschen ist herumgetiftelt. Wie geflickte Bubenhosen sehen viele aus. Ist ein Mangel irgendwo, wird wegen des Flickmaterials nicht lange gefackelt. Man nimmt, was zur Hand ist, gleich ob es paßt oder nicht. Aber wenn die Familie wächst, wenn das Handwerk sich ausdehnt, was soll man machen auf dem kleinen Geviert, das einem gehört?

Köstliche Einfälle sind da Erscheinung geworden. Man liest dem sorglosen Geflicke ein Stück der Lebensgeschichte seines Besitzers ab.

Ob die Herbergen in der um so viel ärmeren Zeit vor mehr als hundert Jahren ebenso schmuckhaft gewesen sind, bleibt dahingestellt. Immerhin mag Georg Michael glücklich genug gewesen sein, als er so viel Ersparthes beisammen hatte, um für spätere alte Tage solch eine Zuflucht sich zu sichern. Der Lebenszuschnitt in der traulichen Kleinwelt dieser Herbergen ist dürftig gewesen. Das zeigt der Erbkaufbrief, der noch in unseren Händen ist. Dort liest man: „Ich, Maria Josepha, Gräfin von Törring Seefeld, gebohrne Gräfinn Minuci . . . bekenne hiemit, daß ich dem Georg Michael Kerschenteiner, gewestem Baumeister der gestreyten Sitzes zu Perlachsberg . . . durch . . . Kauf erblichte Herberg im Polzenhaus Nr. 8, zu ebener erde entlegen, bestehend in einer Stuben, Kammer, und mit der Andrä fridlichen Wittib gemeinschaftlichen Küche und einer Holzlege im Gärtl auch ein Klafter Holz, Erbgerichtigkeit verliehen habe, dergestalt, daß er diese Herberg samt aller Zugehör nunmehr Erb-rechtsweiß innehaben, benutzen und genießen möge, dagegen ist er schuldig . . . — die jährliche Stift mit 15 Gulden und 12 Gulden Schaarwerkgeld getreulich zu entrichten. Geschehen in der Falkenau den 9. August des Eintausend Acht-hundert und zweyten Jahre.“

Es war Georg Michael nicht beschieden, lange der sauer erworbenen Heimstätte sich zu freuen. Ein Jahr darauf war er tot. Der kleine Anton zählte erst zwei Jahre. Seine Mutter gab ihm in dem Zimmermann und späteren Käskäufler Omminger „aus Kufstein, Landes Thyroll“ einen zweiten Vater. Das Ehepaar erwog, einen Schuhmacher aus dem Knaben zu machen und schickte ihn, nachdem er die Schulschuhe abgelegt hatte, zum Meister Knoll in Berg am Laim in die Lehre. Man schrieb das Jahre 1813, als Anton vom Prinzipal ausgeschiedt wurde, geflicktes Schuhwerk an einen Kunden zu vertragen, der jenseits der Isar wohnte. Der Strom ging damals in wilden Fluten. Das Wasser war weit über die Ufer getreten. Es umspülte bedrohlich ein kleines Haus, das nahe der Isar stand. Jeden Augenblick war sein Einsturz zu erwarten. Die Neugierigen, auf dieses Schauspiel gespannt, drängten sich

in Massen auf der Brücke. Ein Leichenzug, der daherkam, hatte Mühe, das Menschengewühl zu durchbrechen. Um Gaffer zu vertreiben, schrie der Kirchendiener, der mit dem Kreuz vor dem Totenwagen ging: „Obacht! Der Tod kommt!“ Gleich darauf stürzte die Brücke ein, achtzig Menschen mit sich in die Fluten reißend. Das Unglück geschah, als der Schusterlehrling Anton eben den Fuß auf die Brücke setzen wollte. Wäre er nicht wie durch ein Wunder verschont geblieben, könnten diese Erinnerungsblätter nicht geschrieben werden, denn er wurde der Vater von Georg Kerschensteiner. Die Schuhmacherlaufbahn mochte ihm nicht behagt haben, denn etwas später ist er in dem Käsegeschäft seines Stiefvaters tätig und legt dann die Prüfung für das Priedhlergewerbe ab. Zuletzt taucht er im „Tal“ zu München auf, eifrig dabei, sein Priedhlergeschäft in Schwung zu bringen. In seinem Laden wurde Ellenware verkauft, wie Barchent, Baumwolle, Flanell, Futterstoffe und so weiter. Treulich half ihm dabei seine Frau Barbara, eines Maurermeisters Haltmeier Tochter aus Kelheim. In den zwanziger Jahren hatte er sie in der Peterskirche an den Mariahilfaltar zur Trauung geführt. Anton war 21, Barbara 19 Jahre alt. Das Geschäft blühte. Als Antons Mutter starb, erhielt er ein kleines Muttergut. Damit trachtete er ein Käskäuflergeschäft hinzu zu erstehen. Das „Tal“, im Mittelpunkt der Stadt gelegen, war schon damals eine gute Geschäftslage. Baulich zwar hat es sich seit jener Zeit sehr verändert. Damals floß noch der offene Stadtbach mitten durch, die Straße in zwei Hälften teilend, deren untere „Tal Petri“, deren obere „Tal Mariae“ hieß. Im Tal Petri, wo die Kerschensteiners wohnten, war neben dem alten Rathausurm die Königliche Polizeistation mit der Wache. Hier war das Heiliggeistspital mit seiner schönen Kirche. Auch die Fleischbank gehörte ins Tal Petri und das Gasthaus zum Bögner, wo die Bauern ihre Wagen einstellten, wenn sie ihre Waren auf den Markt, den heutigen Marienplatz, brachten. Im Tal Mariae war das Sterneckerbräu und das Bruderschaftshaus der Bäckerknechte. Hier führte die Hochbrücke über den Stadtbach. All das brachte eine Menge Leute ins Tal, so daß ein Kaufmann nicht zu sorgen hatte, die Ware könnte ihm im Laden verschimmeln.

Das Paar ließ es nicht an Fleiß fehlen. An jenem Fleiß



süddeutscher Prägung, der nicht nur alleweile schufteten, sondern daneben sein bißchen Leben auch genießen will. Es war dazumal eine patriarchalische Zeit voll Einfachheit und Genügsamkeit. Der Lebenszuschnitt der Kleinbürger war noch volkstümlich. Der Hausvater ging am Abend in sein Bierhaus, wo harmlose partikularistische Politik geredet wurde, bei einer „Halbe“ Hofbräuhaus. War die Woche sauer, mußte der Sonntag ein Fest sein. Dann stolzierte der Vater Anton in der Uniform der Grenadiere der Bürgerwehr mit Bärenmütze und Stulpstiefeln, seine Frau im Riegelhäubchen und silbernem Geschnür in die Kirche. Am Nachmittag saß man im „Gries“ im Garten der „Frau Pat“, die eines Sattlermeisters Mais Ehefrau und Barbaras Tante war. Oder man nahm ein Glas Bier — das damals vier Kreuzer galt — in der Lände „zum grünen Baum“, wo es urwüchsig und lustig zugging. Wo die Isar ihr reißendes Wasser vorbeidrängte, hölzerne Flöße auf dem Rücken mit übermütigen Menschen darauf. Oft spazierten sie auch nur zum Isartor hinaus. Da hatte die Stadt ein Ende, da lag das Gebreite der Wiesen und Auen frei unter dem lachenden Himmel. Durch das Schwabinger Tor, das die Stadtmauer im Norden durchbrach, kamen sie nur alle heilige Zeit. Das Dorf Schwabing, damals noch nicht eingemeindet, lag zu weit ab von der Stadt für eine Familie mit einem Schwanz von Kindern, die mitgeschleppt werden mußten. Warum es sich unbequem machen, wenn Unterhalt-sames genug im nächsten Umkreis zu finden war? Nur wenn etwas ganz Besonderes sich zutrug, leisteten sie sich eine Ausnahme von der Regel. So z. B. als 1839 das große Wunder der neuen Eisenbahn auszuprobieren war, die neuerdings von München nach dem zwei Wegstunden entfernten Lechhausen ratterte, wo sie wieder umkehrte, weil die Schienen nicht weiter reichten.

Neben den bescheidenen Freuden mußte gespart werden mit vollem Bedacht. Ein Ausgabenbuch wurde von Anton mit peinlicher Genauigkeit geführt. In einem solchen Ausgabenbuch ersieht man, daß Barbara acht Gulden Wochengeld erhielt. Nun mochte sie zusehen, wie sie damit zurechtkam. Es mag ein Kunststück gewesen sein bei dem reichen Kinder-segen, der ihnen, Buben und Mädels durcheinander, in die Ehe fiel. Mit dem 1843 geborenen Kinde war das Dutzend fast

voll. Nur vier davon wuchsen heran. Die anderen starben im frühen Kindesalter. „Einen Todtensarg für das gestorbene Kind“ 1 Gulden 30 stand dann in dem Ausgabenbuch. Oder woanders einmal: „der kleinen Walli ihr Todtenkleid“ 1 Gulden 27. Es muß ein Erbübel gewesen sein, das so schlimme Ernte in der Familie gehalten hat. Auch der Sohn Karl, ein künstlerisch veranlagter Mensch, der die Buchbinderei erlernt hatte, kam nach seiner Wanderschaft durch Ungarn und Kroatien, eines Tages an Tuberkulose zu Tod erkrankt nach Hause und starb kaum zwanzigjährig an der Lungensucht.

Im Wesen des Vaters Anton lagen vielleicht mehr vergrabene künstlerische Anlagen, als ihm das Rüstzeug des Kaufmannes auf den Leib geschnitten war. Er bastelte gerne, wenn es Zeit und Umstände erlaubten. Das Anfertigen von Weihnatskrippen war damals bei Künstlern und Laien sehr beliebt. Auch Anton hat sich einmal mit brennender Lust dahintergemacht. Wenn zu Jakobi und Dreifaltigkeit die Dultbuden auf dem Maximiliansplatz aufgeschlagen wurden, der damals noch nicht den schönen Hildebrand-Brunnen trug, der noch ein wüstes Gelände war, sah er sich dort nach allerhand Kleinkram für seine Krippe um. Wer das richtige Auge hatte und ein wenig Glück, der konnte für geringes Geld noch altitalienische Krippenfiguren aus Holz geschnitzt und manchen Fetzen köstlichen alten Brokats erwischen. Das Werk des Vaters Anton war kein Stümperwerk, vielmehr von solcher Kunstfertigkeit, daß sein Ruf sogar der Königin Marie, der Gattin Maximilians II., zu Ohren kam. Die hohe Frau erschien eines Tages im Tal Nr. 27, um sie zu bewundern. Diese Krippe war so umfangreich, daß der Raum zum Aufstellen fehlte. Sie wurde deshalb über den Betten der Kinder aufgehängt, denen des Nachts im Schlaf manchmal ein Tropfen Wasser aus dem Brunnen vor dem Stall auf die Nase fiel. Der Vater Anton hing mit vollem Herzen an seiner Krippe. Als ein schlimmes Schicksal über ihn hereinbrach, als er alles hergeben mußte, was er besaß, war sie das einzige, wovon er sich nicht trennte. Er nahm sie in die tiefe Armut mit.

Inzwischen hatte der Deutsche Zollverein auch den spröden Süden in seine Mitte genommen, hatte Wandel geschaffen in politischen und wirtschaftlichen Dingen. In der Kaufmannswelt war es nicht mehr so, daß jedes Land seine Märkte mit

den einheimischen Erzeugnissen deckte. Die auswärtigen Waren machten nicht mehr vor jedem Grenzbaum halt. Sie strömten von allen Seiten des Reiches kreuz und quer herein. In dem allgemeinen Wettbewerb sanken die Preise. Auch der Vater Anton wurde inne, daß seine Ladenkasse sich immer langsamer füllte, obwohl nicht weniger Ellen verkauft wurden. Es ging ihm nicht aus dem Kopf, daß, wollte er bestehen, ein Nebengeschäft gesucht werden mußte, den Ausfall an Einkünften zu decken. Der Zufall wollte, daß um dieselbe Zeit im Färbergraben ein Färberanwesen zum Verkauf ausboten wurde, das gewinnversprechend aussah. Es bestand aus einem Vorderhaus, einem Mittel- oder Manghause und dem Hintergebäude mit der Färberei. Der Vater Anton überlegte: Die Menge ist ein Geschäft, darin der Zollverein nichts zu suchen hat. Die kann er mit der Frau und einer Magd leicht selber betreiben. Die Färberei wird er verpachten und mit dem Prießlergeschäft ins Vorderhaus ziehen. Dies würde ihm nicht nur einen Pachtzins eintragen, sondern ihm auch die Laden- und Wohnungsmiete sparen, die er dem Mais Joseph zweimal im Jahre mit 105 Gulden berappen mußte. Auf diese Weise würde er ein leichteres Hausen haben mit Weib und Kindern. Das war so klar wie Quellwasser. In der bescheidenen Mitte, in der er lebte, hatte er nicht lernen können, daß zum Unternehmertum zweierlei gehört: Glück und Erfahrung. Niemand hat ihn gewarnt. Niemand hat ihm gesagt, daß ein Verlustposten in Rechnung gesetzt werden muß, soll er sicher gehen. Mit getrostem Mut erstand er das Anwesen im Färbergraben. Es auf Glanz herzurichten steckte er all sein flüssiges Geld hinein, überzeugt, leicht ein paar Tausend Gulden Hypothek darauf zu bekommen, wenn es recht stattlich aussah. Mit diesem Geld wollte er sich weiter helfen. Aber kaum war er handelseinig, kamen die Schwierigkeiten knüppeldick. Der Verkäufer starb, ehe das Haus „zu Protokoll“ gegeben war. Erbstreitigkeiten zogen die Verbriefung in die Länge. Sie waren noch nicht völlig geschlichtet, als auch der nunmehrige Besitzer das Zeitliche segnete. Der Erbstreit entbrannte von neuem und wieder konnte das Haus nicht „zu Protokoll“ gegeben werden. Das war ein übler Strich durch die Rechnung des Vaters Anton, denn so lange diese Sache nicht geregelt war, konnte er keine Hypothek auf

das Haus bekommen, wie er vorbedacht hatte. Durch Jahre ging es so fort, ohne daß dem hilflosen Manne sein Recht geworden wäre. Er hat ein langes Schreiben hinterlassen, in dem er den Hergang schildert. Es ist ein Schreiben mit Wehmut zu lesen, die Rechtfertigung eines Ehrenmannes, der im Andenken seiner Nachfahren nicht in seiner Unbrauchbarkeit dastehen möchte. Bitter beklagt er sich über die amtlichen Stellen. „Das Stadtgericht“, jammert er, „das Stadtgericht mit seiner saumseligkeit richtet mich vollkommen zugrund ohn alles verschulden; mit lauter zögern und warten kam ich immer weiter in schulden anstatt heraus, wo mir doch so schnell und so leicht geholfen werden könnte; oh ihr Advokaten und Stadtgericht wieviele Thränen und seufzer bereitet ihr so manchem ganz schuldlosen! wenn ihr nichts zu verantworten habt, dann ist alles was in eure hände fällt von verantwortung frey zu sprechen, wenn nicht schlechte absichten oder vorsatz zu grunde liegen. Nur der geld in masse hat sezt durch, der arme Tropf aber soll und muß unterliegen, oh ungerechte gleichgültigkeit!“ Die Kraft der Initiative hat seinem Wesen wohl gemangelt. In seiner damals zeitüblichen Kleinbürgeruntätigkeit hatte er offenbar nicht das Herz gehabt, bei der gestrengen Obrigkeit ein vollgültiges Wort zu sprechen. Sicher fehlte seinem Wesen auch der Sporn, gegen das Unrecht anzukämpfen, das man ihm antat. Er ließ die Flügel hängen, statt sie zum Ansturm zu gebrauchen. Die Umstände sind ihm über den Kopf gewachsen. Und schlimme Ratgeber, ohne die dieses Maß an Verstrickung nicht denkbar ist, hatten es leicht, seine Gutgläubigkeit immer weiter in die Verwirrung zu reiten.

Mitten in diese trübseligen Ereignisse hinein nahm ihm die Lungensucht auch noch die Frau weg. Zwei Jahre lang saß er in seiner Sorgenhaft, das Hauswesen vernachlässigt, die Kinder unversorgt. So konnte es nicht weitergehen. Er brauchte eine stärkere Natur an seiner Seite, die den gesprungenen Topf seines Wohlstandes zusammenzuhalten verstand, bevor er vollends in Scherben ging. „Wenn eine zweite Frau noch etwas Bares mitbrächte“, überlegte er, immer noch ohne Einsicht, wo der Punkt lag, an dem sein Glück zerschelte, „dann wäre der Zusammenbruch noch aufzuhalten vielleicht.“

## Eltern und Kindheit.

Es war kein geringes Unterfangen, als Witwer und vielfacher Kindervater bestandenen Alters noch einmal auf Freiersfüßen zu gehen, selbst wenn man ein immer noch stattlicher und ansehnlicher Mann war. Diesmal hatte es das Schicksal gut mit ihm gemeint. Es führte ihm eine junge Vollwaise zu, die in Freising von Verwandten aufgezogen worden war. Sie war ein kleines rundliches Mädchen mit blanken Braunaugen und einem zum Lachen geschaffenen Mund. Ihr Name war Katharina Karl. Nachdem sie den Vater, der ein Brauer in Neustadt a. d. Donau gewesen war, mit sechs, die Mutter mit neun Jahren verloren hatte, nahmen Verwandte, wohlhabende Brauersleute, sie auf. Sie hielten das Kind tadellos, schickten es zu den Klosterschwestern zu Freising in die Schule. Sie ließen es an nichts fehlen. Aber all ihre Fürsorge konnte nicht hindern, daß im Blute der Waise die Sehnsucht nach jenen sang, die die Ursache ihres Daseins waren. Sie fühlte, daß der Liebe der Zieheltern fehlte, was von außen nicht gegeben werden kann, was die Natur als unveräußerliche Bindung zwischen Eltern und Kinder legt. Vor allem nach einem „Vatern“ sehnte sie sich, der sie bei der Hand fassen und schützend durchs Leben führen würde. Als dann Anton Kerschensteiner, der Einundfünfzigjährige, ihr, die erst neunzehn zählte, die Ehe antrug, störte es sie nicht, daß sein Bart schon anfang sich mit weißen Fäden zu mischen. Im Gegenteil. Es gab ihm das Ansehen eines „Vatern“, das flößte ihr Vertrauen ein. Sie sagte ja, obwohl die Verwandten gegen die ungleiche Heirat waren und obwohl der Ziehvater Schmiedmeyer, ärgerlich über ihren Eigensinn, ihre Mitgift erheblich kürzte. Daß es nichts geworden ist mit Katharinas Erwartung, an der Hand des vatergleichen Mannes sorglos durchs Leben geführt zu werden, das war

eine jener Prüfungen, die geschickt sind, um eines Menschen innerstes Wesen durch Sturm und Drang zur Vollendung seiner selbst zu bringen.

Als die blutjunge Frau im Tal Nr. 27 einzog und der älteste Sohn Joseph, nunmehr zwanzigjährig und ein Student der Medizin, sie als Mutter begrüßte, schüttelte sie den Kopf. Der Vater hatte nämlich nicht das Herz gehabt, der Braut zu gestehen, daß außer den jungen Kindern zu Hause ein Sohn sie erwarte, älter, als sie selber war. Vermutlich hat er gefürchtet, allzu betagt bei diesem Geständnis herauszukommen, und darum vorgezogen, das Entscheidende dem Augenblick der Begegnung zu überlassen. Aber Katharina störte sich auch daran nicht. Sie nahm die Feste immer, wie sie fielen. Ihr glückliches Temperament fand in allem einen Punkt, sich daran zu freuen.

Wurden die Sorgen auch nicht kleiner, so wehte doch ein frischer, mutvoller Geist über allem, seitdem die muntere Frau im Hause war. Auch das drohende Unheil fühlte sich weniger drückend an, wenn ihr fröhliches Singen durch alle Räume klang. Wohl war es ihr ein Kummer, daß das überlastete Anwesen über kurz auch die paar Tausender verschlungen hatte, die ihr Heiratsgut gewesen waren. Sie machte in dieser Zeit wohl oft den Sprung hinüber in die Heiliggeistkirche, der gnadenreichen Gottesmutter eine Verlöbniskerze zu weihen, auf daß sie ihr helfe. Aber etwas anderes war in ihr Leben getreten, das den Verlust aufwog. Sie fühlte, daß ihr ein Kind geschenkt würde. Von nun an ging sie nie zum Markt oder in die Fleischbank, ohne bei dem Wachszieher und Lebzelter Joseph Gautsch vorbeizugehen, wo im Schaufenster viele Krippen, große und kleine, standen mit dem süßen Jesuskind mitteninne. Dann flogen ihre munteren Braunaugen schaulüstern darüber hin und her, das herzigste von allen festzustellen, damit sie den lieben Gott bitte, ihr Kindlein ihm gleichzumachen. Roserl würde sie es heißen. Und zum Dank sollte es sein Lebtag wie eine Rose vor Gottes Antlitz blühen. Das Mäderl kam. Es hatte die feinen Gliederlein und das flockige Haar wie das wächserne Jesuskind, und Rosa wurde es getauft. Aber Katharinas Mutter-seligkeit war von kurzer Dauer. Das Englein flog bald wieder fort und ließ ein Gräblein hienieden.

Das Dickicht der Sorgen wucherte immer dichter um ihren Weg. Katharina trug auch bald wieder ein Kind unter dem Herzen. Es wurde in den Julitagen jenes unseligen Sommers 1854 geboren, wo die Cholera die Geißel über München schwang. Die arge Hitze trug dazu bei, die Seuche unheilvoll zu verbreiten. Da nützte nichts das feierliche Bittamt, das auf dem Marienplatz an der Mariensäule vor der gedrängten Menschenmenge von der hohen Geistlichkeit gehalten wurde. Der Tod raffte doch an hundert Menschen am Tage dahin. In den Straßen ratterten unaufhörlich die schwarzen Totenwagen. Das Grauen ging um. Furcht saß auf jeder Schwelle. Die Kerschensteiner blieben verschont, obwohl sie nicht zu den Bevorzugten gehörten, die, ihr Leben zu retten, der Stadt entfliehen und Zuflucht in der reinen Luft der Berge suchen konnten. Der Knabe wurde auf den Namen Georg Michael getauft, dem Großvater der Herberge zum Gedenken. Vielleicht hatte auch die fromme Hoffnung mitgesprochen, daß der vielvermögende heilige Ritter Sankt Georg dem Patenkinde zuliebe den Drachen der Armut töten würde, der unbarmherzig den Rachen vor ihnen aufriß. Der kleine Georg gedieh prächtig. Die gesunde junge Mutterbrust hatte so viel Nahrung zu verschenken, daß noch ein fremdes Kind mit satt wurde, dessen Mutter weniger glücklich in ihren natürlichen Pflichten war. Die allgemeine Not hatte Katharina die heitere Zuversicht nicht schmälern können, daß doch einmal wieder alles gut werden wird. Und während die Leute ringsum nur von Weltuntergang und Gottes Zorn zu jammern wußten, streichelte sie ihrem Bübchen die Wangen und sagte: „Du wirst es trotzdem gut haben, denn du bist im Jupiter geboren.“

Das Haus, das der Vater Anton mit so viel kühner Hoffnung auf sich geladen hatte und das in nunmehr sechs Jahren ein Ausbund von Sorge und Kummer für ihn geworden war, kam schließlich unter den Hammer. Er verlor Hab und Gut. Das Unglück vollzumachen, konnte nicht schnell ein Unterkommen gefunden werden, billig genug, um mit den letzten Groschen bezahlt zu werden. Die Notstücke des Haushaltes, die ihnen verblieben waren, mußten im Torbräu untergestellt werden. Die Familie mußte, wie Joseph und Maria auf der Flucht, ein paar Tage auf der Streu nächtigen,